

### Drittes Kapitel.

#### Das Testament.

Nach einer Viertelstunde waren Alle im Zimmer des Gelähmten versammelt, und der zweite Notar hatte sich ebenfalls eingefunden.

Mit wenigen Worten verständigten sich die zwei öffentlichen Beamten. Man las Noirtier eine unbestimmte, herkömmliche Testamentsformel vor; dann sprach der erste Notar, um gleichsam die Untersuchung seines Verstandes zu beginnen, sich nach dem Greise umwendend:

„Wenn man sein Testament macht, mein Herr, so geschieht es zu Gunsten oder zum Nachtheil von irgend Jemand.“

„Ja,“ bezeichnete Noirtier.

„Haben Sie einen Gedanken, wie hoch sich Ihr Vermögen belaufen mag?“

„Ja.“

„Ich will Ihnen mehrere, nach und nach steigende Zahlen nennen; Sie werden mich anhalten, wenn ich diejenige erreicht habe, welche Sie als die Ihrige betrachten.“

„Ja.“

„Es lag in diesem Verhöre eine Art von Feierlichkeit; dabei war der Kampf des Geistes gegen die Materie nie sichtbarer gewesen, und wenn man es nicht als ein erhabenes Schauspiel bezeichnen konnte, so erschien es doch jedenfalls als ein seltsames.“

Man machte einen Kreis um Billesfort; der zweite Notar saß an einem Tische, bereit zu schreiben; der erste stand vor ihm und fragte:

„Nicht wahr, Ihr Vermögen übersteigt dreimalhundert tausend Franken?“

Noirtier machte ein bejahendes Zeichen.

„Besitzen Sie viermalhundert tausend Franken?“ fragte der Notar.

Noirtier blieb unbeweglich.

„Fünfmalhundert tausend Franken?“

Dieselbe Unbeweglichkeit.

„Sechsmalhundert tausend? siebenmalhundert tausend? achtmalhundert tausend? neunmalhundert tausend?“

Noirtier machte ein bejahendes Zeichen.

„Sie besitzen neunmalhundert tausend Franken?“

„Ja.“

„In unbeweglichen Gütern?“ fragte der Notar.

Noirtier machte ein verneinendes Zeichen.

„In Renteneinschreibungen?“

Noirtier machte ein bejahendes Zeichen.

„Diese Einschreibungen sind in Ihren Händen?“

Auf einen Blick an Barrois gerichtet ging der alte Diener hinaus und kehrte einen Augenblick nachher mit einer kleinen Cassette zurück.

„Erlauben Sie, daß man diese Cassette öffnet?“ fragte der Notar.

Noirtier machte ein bejahendes Zeichen.

Man öffnete die Cassette und fand für neunmalhundert tausend Franken Einschreibungen auf das große Buch.

Der erste Notar gab die Einschreibungen eine nach der andern seinem Collegen; die Rechnung war, wie sie Herr Noirtier bezeichnet hatte.

„Es ist so,“ sprach der Notar, „der Verstand erfreut sich offenbar seiner ganzen Kraft und seines ganzen Umfangs.“

Dann sich an den Gelähmten wendend:

„Sie besitzen also in Capitalien neunmalhundert tausend Franken, welche Ihnen, so wie sie angelegt sind, eine Rente von ungefähr vierzig tausend Livres abwerfen müssen?“

„Ja.“

„Wem wollen Sie dieses Vermögen hinterlassen?“

„Oh!“ sprach Frau von Billesfort, „das ist nicht zweifelhaft; Herr Noirtier liebt einzig und allein seine Enkelin, Fräulein Valentine von Billesfort; sie ist es, welche ihn seit sechs Jahren pflegt und durch ihre beständige Fürsorge die Zuneigung ihres Großvaters, ich möchte beinahe sagen seine Dankbarkeit, zu fesseln wußte; es ist also gerecht und billig, daß sie den Preis ihrer Ergebenheit erntet.“

Das Auge von Noirtier schleuderte einen Blick, als würde er durch die falsche Bestimmung nicht bethört, welche Frau von Billesfort den Absichten gab, die sie bei ihm voraussetzte.

„Wollen Sie Fräulein Valentine von Billesfort diese neunmahlhundert tausend Franken vermachen?“ fragte der Notar, der diese Klausel nur noch einregistriren zu dürfen glaubte, während ihm jedoch daran gelegen war, sich die Beipflichtung von Noirtier zu sichern und diese Beipflichtung durch alle Zeugen dieser seltsamen Scene bestätigen zu lassen.

Valentine hatte einen Schritt rückwärts gemacht und weinte mit niedergeschlagenen Augen; der Greis schaute sie eine Sekunde lang mit dem Ausdrucke einer tiefen Zärtlichkeit an, dann wandte er sich gegen den Notar und blinzelte mit den Augen auf die bezeichnete Weise.

„Nein?“ sprach der Notar; „wie Sie setzen nicht Fräulein Valentine von Billesfort zur Universalerin ein?“

Noirtier machte ein verneinendes Zeichen.

„Täuschen Sie sich nicht,“ rief der Notar ganz verwundert; „Sie sagen nein?“

„Nein,“ wiederholte Noirtier, „nein!“

Valentine hob das Haupt wieder empor; sie war erstaunt, nicht über ihre Enterbung, sondern darüber, daß sie das Gefühl, welches gewöhnlich solche Akte dictirt, hervorgerufen haben sollte.“

Doch Herr Noirtier schaute sie mit so tiefer Bärtlichkeit an, daß sie ausrief:

„Oh! mein guter Vater, ich sehe wohl, Sie entziehen mir nur Ihr Vermögen, lassen mir aber Ihr Herz?“

„Oh! ja, gewiß,“ sprachen die Augen des Gelähmten mit einem Ausdruck, in welchem sich Valentine nicht täuschen konnte.

„Dank! Dank!“ murmelte das Mädchen.

Diese Weigerung hatte indessen in dem Herzen von Frau von Billefort eine unerwartete Hoffnung erzeugt; sie näherte sich dem Greise.

„Sie hinterlassen also Ihr Vermögen Ihrem Enkel Eduard von Billefort, mein lieber Herr Noirtier?“ fragte die Mutter.

Das Blinzeln der Augen war furchtbar: es prägte beinahe Haß aus.

„Nein,“ sprach der Notar; „also Ihrem hier anwesenden Herrn Sohne?“

„Nein!“ engegnete der Greis.

Die zwei Notare schauten sich erstaunt an; Billefort und seine Frau fühlten, wie sie roth wurden; der eine aus Scham, die andere aus Verdruß.

„Aber was haben wir Ihnen denn gethan, Vater?“ sagte Valentine; „Sie lieben uns also nicht mehr?“

Der Blick des Greises flog rasch über seinen Sohn, über seine Schwiegertochter hin, und hielt mit einem Ausdruck tiefer Bärtlichkeit bei Valentine an.

„Nun,“ sagte sie, „wenn Du mich liebst, guter Vater, so suche diese Liebe mit dem, was Du in diesem Augenblick thust, in Verbindung zu setzen. Du kennst mich, Du weißt, daß ich nie an Dein Vermögen dachte: überdieß sagt man, ich sei von meiner Mutter Seite reich, zu reich; erkläre Dich doch.“

Noirtier heftete seinen glühenden Blick auf die Hand von Valentine.

„Meine Hand?“ sprach sie.

„Ja,“ bezeichnete Noirtier.

„Ihre Hand!“ wiederholten alle Anwesende.

„Ah! meine Herren, Sie sehen wohl, daß Alles vergeblich, und daß mein armer Vater ein Narr ist,“ sprach Billefort.

„Oh, ich begreife!“ rief plötzlich Valentine; „nicht wahr, meine Heirath, guter Vater?“

„Ja, ja, ja,“ wiederholte dreimal der Gelähmte, und schleuderte dabei einen Blitz, so oft sich sein Augenlid hob.

„Nicht wahr, Du grollst uns wegen der Heirath?“

„Ja.“

„Das ist albern,“ sprach Billefort.

„Verzeihen Sie, mein Herr,“ sagte der Notar, „alles dies ist im Gegentheil sehr logisch und bringt auf mich die Wirkung einer vollkommenen Verkettung hervor.“

„Du willst nicht, daß ich Herrn Franz d'Espinau heirathe?“

„Nein, ich will nicht,“ drückte das Auge des Greises aus.

„Und Sie enterben Ihre Enkelin, weil sie eine Heirath wider Ihren Willen macht?“ rief der Notar.

„Ja,“ antwortete Noirtier.

„Ohne diese Heirath wäre sie also Ihre Erbin?“

„Ja.“

Es trat nun ein tiefes Stillschweigen um den Kreis ein. Die zwei Notare beriethen sich; Valentine schaute die Hände gefalten ihren Großvater mit einem dankbaren Lächeln an; Billefort biß sich auf seine dünnen Lippen; Frau von Billefort war außer Stande, ein freudiges Gefühl zurückzudrängen, das sich unwillkürlich über ihr Antlitz verbreitete.

„Aber es scheint mir,“ sagte endlich Billefort, das Stillschweigen brechend, „es scheint mir, ich bin der einzige Richter der Verhältnisse, welche zu Gunsten

dieser Verbindung sprechen. Allein Herr der Hand meiner Tochter, will ich, daß sie Herrn Franz d'Epinau heirathet, und sie wird ihn heirathen."

Valentine fiel weinend auf einen Stuhl.

"Mein Herr," sprach der Notar, sich an den Greis wendend, "was gedenken Sie mit Ihrem Vermögen zu thun, wenn Fräulein Valentine Herrn Franz d'Epinau heirathen würde?"

Der Greis blieb unbeweglich.

"Sie gedenken doch darüber zu verfügen?"

"Ja," bezeichnete Noirtier.

"Zu Gunsten irgend eines Mitgliedes Ihrer Familie?"

"Nein."

"Also zu Gunsten der Armen?"

"Ja."

"Sie wissen doch, daß das Gesetz dem widerstrebt, daß Sie Ihren Sohn völlig ausschließen?"

"Ja."

"Sie werden also nur über den Theil verfügen, welchen das Gesetz ihm zu entziehen Sie bevollmächtigt."

Noirtier blieb unbeweglich.

"Sie wollen immer noch über das Ganze verfügen?"

"Ja."

"Man wird das Testament nach Ihrem Tode angreifen."

"Nein."

"Mein Vater kennt mich," sagte Herr von Billefort, "er weiß, daß sein Wille mir heilig sein wird; übrigens sieht er wohl ein, daß ich in meiner Stellung nicht gegen die Armen prozessiren kann."

Das Auge von Noirtier drückte einen Triumph aus.

"Was bestimmen Sie, mein Herr?" fragte der Notar Billefort.

Nichts, mein Herr, es ist ein in dem Innern mei-

nes Vaters festgestellter Entschluß, und ich weiß, daß er nie Etwas an seinen Entschlüssen ändert," sprach Billefort. „Ich füge mich also. Diese neunmalhundert tausend Franken werden aus der Familie gehen, um Hospitäler zu bereichern; aber ich gebe der Laune eines Greises nicht nach und werde nach meinem Gewissen handeln.“

Hienach entfernte sich Billefort mit seiner Frau und überließ es seinem Vater, nach Gutdünken zu testiren.

Noch an demselben Tage wurde das Testament gemacht; man holte Zeugen, es wurde von dem Greise gebilligt, in ihrer Gegenwart geschlossen und bei Herrn Deschamps, dem Notar der Familie, niedergelegt.

---

## Viertes Kapitel.

### Der Telegraph.

Herr und Frau von Billefort erfuhren, als sie in ihre Wohnung zurückkehrten, Herr von Monte Christo, der gekommen, um ihnen einen Besuch zu machen, sei in den Salon eingeführt worden, wo er ihrer harre. Zu sehr aufgeregt, um sogleich einzutreten, ging Frau von Billefort durch ihr Schlafzimmer, während der Staatsanwalt, mehr seiner Herr, gerade auf den Salon zuschritt.

Doch so sehr er auch Herr seiner Empfindungen war, so gut er sein Gesicht zu formen wußte, so vermochte Herr von Billefort die Wolke doch nicht so sehr von seiner